Peter Freund über seine Zeit in Montevideo

Wenige Tage nach unserer Ankunft, schon beim ersten Versuch, wurde mir in einem mittleren Betrieb eine Arbeit als „E-Schweißer“ zugeteilt. Es handelte sich um eine größere Serie schwerer Stahlteile; offenbar ein Eilauftrag für die Werkstatt. Zunächst mußte ich feststellen, daß mein angelesenes Wissen nicht so leicht in die Praxis umzusetzen war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Da sich aber keiner um mich kümmerte, hatte ich genügend Zeit, um mit der für mich ganz neuen Technologie zu experimentieren. Jedenfalls fielen die von mir zusammengeschweißten Teile nicht gleich wieder auseinander; anscheinend genügte das dem „capataz“ auch, der sie abzunehmen hatte. Als der Teilauftrag nach drei oder vier Tagen erledigt war, durfte ich, um einige Pesos reicher, wieder gehen. Übrigens wurde laut Gesetz jedem Schweißer pro Arbeitstag ein Liter Vollmilch zugeteilt. (Marke „CONAPROLE“, die praktisch landesweit über ein Monopol für Molkereiprodukte verfügte.) Außerdem gab es eine Schweißzulage zum Stundenlohn. Man war sich damals der gesundheitsschädigenden Wirkung des sich gerade einbürgernden elektrischen Lichtbogenweißens durchaus bewußt und glaubte – irrigerweise, wie sich herausstellte – in der Milch ein Gegenmittel zu haben. [...]

Gleich beim zweiten Anlauf, wenige Tage später, war mir Fortuna eher gewogen: noch im Bereich von Pocitos, nicht weit von unserer neuen Unterkunft, zu Fuß in einer Viertelstunde zu erreichen, wurde ein Schmied für eine Bauschlosserei gesucht. Diesmal war es tatsächlich ein kleines Familienunternehmen, das ein deutscher Kunstschmied mit seinen zwei Söhnen und drei Altgesellen betrieb. Der Chef selbst war ein alter Herr von zweiundachtzig Jahren, der aber immer noch stundenlang am Amboß zu stehen pflegte und sich liebevoll seinen Kunstschmiedearbeiten hingab. Die beiden geschäftsführenden Söhne waren auch schon über fünfzig Jahre alt, sowie zwei der Gesellen, Uruguayer, die schon als Jungen bei dem Meister gelernt hatten. Der eine war seit vierzig Jahren bei ihm und der andere seit siebenunddreißig. Nur der Schmied Dominico, ein untersetzter, rauher, bärenstarker Italiener, war lediglich fünfzehn Jahre in dem Betrieb tätig; kurz: eine eingeschworene, dem Alten treu ergebene Gemeinschaft. Es wurden dort schmiedeeiserne Gartenzäune und Tore gefertigt, kunstvolle Haus-Eingangstüren, Gartenmöbel und ähnliches. Die Auftragslage war ausgezeichnet.

Als ich mich auf die Anzeige hin etwas schüchtern bei ihm vorstellte, fragte mich der Meister, ob ich eine Ahnung vom Kunstschmieden hätte. Wahrheitsgemäß gestand ich, daß ich bei einem deutschen Kesselschmied gelernt hatte. Darauf brummte er freundlich: „ Das ist zwar etwas anderes, aber es wird schon irgendwie gehen“; und damit hatte ich zunächst einmal eine Stellung.

Hanni [Peter Freunds Schwester], die sich eine Anstellung als Fremdsprachen-Sekretärin (Englisch/Spanisch/Deutsch) erhoffte, hatte weniger Glück. Bisweilen kam sie recht verzweifelt heim, wenn sie bei einem Vorstellungsgespräch oder Testat zum wiederholten Mal vor Aufregung ihr eigenes Stenogramm nicht hatte entziffern können. Nach wenigen Monaten entschloß sie sich dann, diese Ambitionen vorläufig aufzugeben und eine Stellung als Englisch sprechendes Kindermädchen bei der [...] Familie Merlinski anzunehmen, was sich als äußerst gute Entscheidung erweisen sollte. Solange sich Merlinskis das Jahr über in ihrer noblen Stadtwohnung aufhielten, wohnte Hanni in unserem gemeinsamen Zimmer in Pocitos. Nur während der drei Sommermonate, wenn die Familie ihre Residenz nach Carrasco in die dortige luxuriöse Villa zu verlegen pflegte, wohnte meine Schwester meist ständig bei diesen ungemein herzlichen, wohlwollenden Menschen, die sie wie eine Familienangehörige aufgenommen hatten.

Gleichfalls in unserer unmittelbaren Umgebung betrieb das Ehepaar Haas mit der Tochter Ellen ein Speiselokal recht familiärer Art, in dem sie einen preiswerten und ausgewogenen Mittagstisch für Berufstätige anboten. Es waren hauptsächlich alleinstehende Emigranten, die sich dort regelmäßig einfanden. Auch Hanni und ich pflegten da unser Mittagsessen einzunehmen. Meine Arbeitszeit war

THEODOR KRAMER GESELLSCHAFT
A-1020 Wien, Engerthstraße 204/40
Autobio
Freund, Peter

angenehm – besonders während der langen Badesaison: wir begannen um sechs Uhr morgens und hatten um vierzehn Uhr Feierabend. Das reichte immer noch, um in der nahegelegenen Pension Haas zu essen und anschließend sogleich an die Playa zu flitzen, wo man stundenlang faulenzen oder auch schwimmen konnte, bis die Abenddämmerung hereinbrach. In Zeiten, in denen ich arbeitslos war, was während der ersten vier Jahre leider häufig vorkam, gewährte mir Frau Haas für einige Wochen Kredit. Wenn die Schulden allerdings zu sehr anwuchsen, war ich gezwungen, mich mit Produkten von Frau Lehr über Wasser zu halten; zum Beispiel indem ich mir auf unserem kleinen Petroleumkocher Spaghetti bereitete, mit einer Dose Tomatenmark. Ein wenig Reibkäse konnte ich mir auch noch leisten. Das war zwar wiederum mit Schulden bei Frau Lehr verbunden, die aber wesentlich geringer waren. Meist jedoch mieden wir den Laden dieser brummigen Person mit ihrer primitiven Einheitsware und zogen es vor, uns in der benachbarten „Fiambrería" zu versorgen, wo wir von deren Inhabern, Herrn und Frau Strauss, stets freundlich und bestens bedient wurden. Sie wohnten mit ihrer Tochter Margot gleich neben dem Laden.
[...]

Ich war damals regelrecht verknallt in Margot, doch die war auf der Suche nach einem „churro" und akzeptierte mich lediglich als kollegialen Freund (und Canasta-Partner), womit ich mich wohl oder übel abfinden mußte. Edith als „girl friend" zur harmlosen Freizeitgestaltung zu haben, war eine äußerst bequeme Notlösung. – Übrigens: ein „churro" war eine mir zutiefst verhaßte, aber leider recht häufige Erscheinung in Montevideo. Der typische „churro" war schlank, sportlich und draufgängerisch, schick gekleidet, dem Aussehen nach direkt einer Filmleinwand entsprungen, mit einer dunklen, pomadigen Schmachtlocke in der Stirne und einem „Menjou-Schnurrbärtchen" über der Oberlippe. Das Gegenstück dazu war die glutäugige „chica", die dich frech und herausfordernd musterte, um, wenn du daraufhin selbst Blickkontakt suchtest, verächtlich an dir vorbei zu schauen, und die dich natürlich arrogant abblitzen ließ, solltest du es tatsächlich wagen, sie anzusprechen.
[...]

Kernpunkte der üblichen Freizeitgestaltung Jugendlicher in Montevideo waren Playa und Kino. [...] Bevor man am Sonntag Nachmittag ins „Cine" ging, pflegte man gemeinsam in einer der populären „Cafeterías" im Zentrum einzukehren, wo sich dann jeder einen „café completo" bestellte oder auch ein „sángüich" („Sanguitsch" ausgesprochen). Letzteres, „Sandwich" natürlich, bestand aus mehreren aufeinandergestapelten, lappigen, rindelosen Weißbrotschnitten, mit Butter bestrichen und meist mit gekochtem Schinken und Käse dünn belegt („con jamón y queso"); oder auch dasselbe getoastet und warm serviert als „sángüich caliente". Das begleitete man vorzugsweise mit Coca Cola. Zum „café completo" gehörte ein „café con leche" (Milchkaffee), „corasanes" („Croissants") und ein paar Scheiben Kuchenbrot mit Butter und Marmelade, eventuell auch eine Art von „Magdalenas". Je mehr für wenig Geld geboten wurde, desto frequentierter war das Café. Anschließend zog man ins „continuado"; da wurde, ab dreizehn Uhr etwa, hintereinander und ohne Unterbrechung derselbe Film gegeben. Meist setzte man sich zu einem beliebigen Zeitpunkt einer Vorstellung in den Saal und blieb so lange, bis man den versäumten Anfang mitgekriegt hat. In den Vorstadtkinos oder Villenvierteln wie „Trouville" und „Bíariz", zum Beispiel, gab es nachmittags stets drei verschiedene Filme hintereinander zu einem Einheitspreis. Für diese Veranstaltungen verabredeten wir uns besonders gerne. Es handelte sich meistens um Hollywood-Filme in der original englischen Sprache mit spanischen Untertiteln; sie waren niemals synchronisiert. Man pflegte gleichzeitig Englisch zu hören und Spanisch zu lesen, wodurch wir in beiden Sprachen eine Menge profitierten.

Das Leben auf der Playa bedarf schon einer besonderen Schilderung. Dort verbrachte der normale Montevideaner den größten Teil seiner Freizeit. Man konnte selbstverständlich eine „carpa" mieten, eines der während der Saison in langen Reihen aufgestellten Zelte. Dazu gehörten meist auch eine Sitzgelegenheit und ein Liegestuhl. Diese Kabinen boten Schatten und die Möglichkeit, sich diskret umzuziehen. Da wir nur ein paar Schritte vom Strand entfernt wohnten, sparten wir uns diese

Ausgaben natürlich. Man trug den Badeanzug unter der leichten Sommerkleidung, die nur abzustreifen war, und benötigte höchstens eine Liegematte. Zur Standardausrüstung des Einheimischen gehörte allerdings eine große Thermoskanne mit möglichst heißem Wasser für den unumgänglichen Mate. Den trank der Uruguayer jedoch, im Gegensatz zum Paraguayer, mit Zucker gesüßt. Abgesehen davon zogen Verkäufer mit ihren Bauchläden unausgesetzt über die Strände und boten laut rufend ihre Waren feil: Eiskreme, gekühlte Getränke, heißen Kaffee in Pappbechern und insbesondere die allgemein beliebten „franfruters" (im restlichen Amerika als „hot dogs" bekannt). Es war ganz klar, daß es einer der Emigranten aus Wien gewesen sein muß, der die „Frankfurter" in Montevideo eingeführt hat; andernfalls hätten sie „Wiener" geheißen. Außer Schwimmen gab es eine Reihe weiterer sportlicher Betätigungen; „Volleyball, zum Beispiel, war sehr populär. Hanni und ich hatten genug Gelegenheit, unseren Schwimmstil zu trainieren. Jährlich wurden Strand-Schwimmwettbewerbe veranstaltet. 1952 gewann Hanni den für Damen in Pocitos.

Auch in kultureller Hinsicht hatte die Stadt einiges zu bieten, wenn auch in bescheidenem Umfang. Jeden Sonntag veranstaltete das Staatsorchester unter Leitung von Maestro Ascone ein musikalisches Matinee im „Teatro Solís". Der Dirigent und seine Musiker waren ambitioniert, jedoch von mittlerer Qualität; die Streicher wohl besser als die Bläser. [...] Meist hielten sie sich an „klassische" Stücke; der Eintritt war frei. Meine Schwester und ich nutzten diese Gelegenheit oft. Von Zeit zu Zeit kamen berühmte Solisten nach Montevideo. Sie pflegten im Konzersaal des im Zentrum der Stadt gelegenen „S.O.D.R.E." zu gastieren. Eintrittskarten für diese Vorstellungen bekam man nur im Vorverkauf. Um an sie zu gelangen, mußte man sich von spätestens sechs Uhr Früh ab für Stunden in die Warteschlange stellen, die dann um den ganzen Häuserblock ging. Hanni und ich pflegten uns dabei abzuwechseln. Einer allein konnte es kaum durchstehen. Wir versäumten keine jener seltenen Vorstellungen. Ich entsinne mich so großer Namen wie Rubinstein, Heifetz, Serkin, Menuhin und Casals.

Zu Sylvester und Karneval wurden in den großen staatlichen Hotels und im „Teatro Solís" aufwendige, der Öffentlichkeit zugängliche Feierlichkeiten und Tanzabende organisiert. Namhafte lateinamerikanische Tanzorchester mit ihren weltbekannten Band-Leaders wechselten sich bei diesen Veranstaltungen ab. Die Eintrittskarten waren für jedermann erschwinglich. Ich glaube, es war zum Jahreswechsel 1949/50, als ich zum ersten Mal mit Edith als Partnerin auf einen solchen Ball ging. Ich erinnere mich noch recht deutlich an diese aufregende Begebenheit; konnte ich doch damals genau so wenig tanzen wie heute! Es war auch an jenem Abend, als ich meine bis dahin eisern eingehaltenen Vorsätze über Bord warf: niemals zu rauchen und keinen Alkohol zu mir zu nehmen. Ich kaufte mir ein Päckchen amerikanische Zigaretten; die längsten, die man bekam: „Pall-Mall" mit Filtermundstück. Zunächst übte ich insgeheim den Trick, mit einem lässigen Ruck aus dem Handgelenk genau eine Zigarette aus der Packung zu schütteln, ohne daß sie irgendwo in der Gegend landete. Da ich gehört hatte, daß richtige Raucher prinzipiell „durch die Lunge" rauchten, trainierte ich dies gleichfalls, so sehr es mich auch anwiderte. Alsbald stolzierte ich durch den Saal, einen solchen Glimmstengel elegant zwischen den Fingern haltend, um ihn langsam bis zum Mundstück abbrennen zu lassen. [...]
[...]
Eine weitere, willkommene Abwechslung an Wochenenden, besonders während der kühleren Jahreszeit, bot das Fahrrad. Wir konnten uns kein eigenes Vehikel leisten, doch es war allgemein üblich, sich eines für wenige Pesos stunden- oder auch tageweise bei einer der vielen Leihfirmen zu mieten. Meist handelte es sich um Rennräder, damals noch ohne Gangschaltung. Margot, war eine eifrige Radfahrerin; sie hatte enge Beziehung zu zwei aus Italien stammenden Brüdern, ehemaligen Rennfahrern, die eine solche Ausleihe in unserer unmittelbaren Nähe betrieben, und die uns eine „chiva" zu günstigen Konditionen zur Verfügung stellten. („Chiva" bedeutet eigentlich „Ziege"; wir würden „Drahtesel" sagen). Gemeinsam pflegten wir dann längere Ausflüge zu machen, zum Beispiel nach Carrasco. Auf diese Art besuchte ich auch stets Hanni, wenn sie bei Familie Merlinski weilte.